

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kerschbaum, Hans: Schlangen-Mathl. Eine Erzählung aus den Alpen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Schlangen-Matthl.



Eine Erzählung aus
den Alpen.
Von
Hans Kerschbaum.

Im Tressnertal hinten, auf sonniger Mat- te, stand ein schöner Hof — Sonnleitnerhof wurde er ge- nannt — und seine Besitzer waren die Sonnleitner, mögen sie an- sonst wie immer geheissen haben. Wie Küchlein um die Henne standen die Wirtschaftsgebäude um das stattliche Wohnhaus herum. Das Wohnhaus war gebaut aus dem wetterfesten Holz der Lärche, hatte geräumige Stuben mit kleinen Fenstern, die ge- schmückt waren mit blühenden Nelken und leuchten- den Fuchsen, und am Obergeschoß herum lief ein Gang mit zierlich geschnitzter Wandung. Auf dem Sonnleitnerhof, erzählt die Leute, wurden die Futter- scheunen und die Kornspeicher niemals leer, und in den Ställen stand schönes Vieh der rotbraun ge- fleckten Mölltaler Rasse. All das und viel anderes noch gehörte dem Matthl, dem letzten der Sonnleitner- bauern, der den Namen trug Matthias Hinter- egger.

Als Matthl den Sonnleitnerhof geerbt, war er ein Bursch mit dreißig Jahren. In den Busen der heiratslustigen Mädchen des Tressnertales pochte es lauter bei dem Gedanken, daß der ledige Sonn- leitner jetzt eine Sonnleitnerin werde haben müssen.

Der Matthl war aber auch einer, der es wert war, daß ihm die saubersten Diandeln nachguckten, solange sie ihn nur ansehen konnten. Nicht vielleicht seines schönen, schuldenfreien Besitzes wegen; auch sonst. Hochgewachsen war er und breitshulterig, und dabei geschmeidig wie ein Tännling. Die kurze Lederne wollte schier plätzen über den Schenkeln, und das — sizlaudi! — das hat halt den Diandeln gefallen!

Doch Matthl, der seltsame Mensch, ist an allen vorübergegangen und hat nichts dergleichen getan.

„Der junge Sonnleitner laßt sich Zeit in der Wahl,“ haben die Leute gemeint. „Der schaut sich die Seinige gut aus.“

Eines Tages aber hat der Wind von anderer Seite her geweht: „Ei ja, wenn die Sache so steht,“ haben die Leute ausgerufen, „dann ist es freilich kein Wunder, daß der Matthl an den saubersten und besten Diandeln vorbeistappt wie der blinde Saul am vollen Haberack. . . Wenn der Sonnleitner die Seinige schon daheim hat, braucht er sich nicht erst außer Haus eine suchen!“

Vahner Hintender Bote für 1910.

Wenn die lästerlichen Reden und Vermüschungen der Leute sich jetzt nur einigermaßen erfüllt hätten, den Sonnleitner hätte mit samt seinem Hof und allem, was drum und dran, jeden Tag einmal der Teufel müssen holen.

Lange ist es nicht hergegangen, wurde der Sonn- leitnerbauer eingeladen, bei nächster Gelegenheit in den Pfarrhof zu kommen.

Dachte sich der Matthl: Na, was will mir denn der Pfarrer? Für des Vaters Leich' habe ich ja alles bezahlt! . . . Du einfältiger Matthl!

Die nächste Gelegenheit fand sich am Sonntag darauf gleich nach der Kirche . . .

„Schöne Geschichten werden herumgetragen vom Sonnleitner!“ So hebt der Pfarrer an.

Der Matthl denkt sich: Oho! das ist aber ein ver- wunderlicher Empfang! Auf eine Rede hat er dabei vergessen.

Der Pfarrer war ein jüngerer Mann als der Sonnleitner, und der Ton, den er da so unvermit- telt angeschlagen, ist ihm wahrhaftig nicht recht gut angestanden. Ehe Matthl sich noch von der Über- raschung erfangen hatte, erhob sich der Pfarrer von seinem weichen Polstersitz, schaute sehr frostig einen Augenblick lang am Bauer vorbei, dann rückte er sich auf dem Tische ein mächtig großes Buch zurecht und begann sehr amtsfeierlich, schneidend zu sprechen: „Die Großbauern vom Sonnleitnerhof waren, soweit ich das aus den Kirchenbüchern feststellen kann, gut christliche, sehr achtenswerte Besitzer. Vorbilder für die ganze Gemeinde. Die Sonnleitnerbauern haben es nie gebuldet, daß eines ihrer Angehörigen oder ihrer Dienstleute sich hätte vergangen gegen gute Sitte und Moral. Und da steht gleich ein Beispiel, aufgezeichnet von einem meiner Herren Amtsvorgänger, daß der Sonnleitnerbauer mit Namen Simon Hinter- egger — meiner Berechnung nach ein Großvater von dem jetzigen Sonnleitner Matthias Hinteregger — eine Magd und einen Knecht in der nötigsten Arbeitszeit, mitten im Roggenschnneiden, und unge- achtet der Not an Arbeitsleuten, vom Felde weg verjagt hat, weil die zwei insgeheim ein Luderleben haben angefangen, dabei die Dirn an Seel und Leib zu Schaden tam . . .“

Während des wunderlichen Vortrages wurde in Matthl etwas lebendig; es war ihm nur nimmer unklar, wohin der Pfarrer zielte. Den Sonnleitner würgte schon ein Wort.

Allein der Pfarrer, der die letzten Sätze aus der vor ihm aufgeschlagenen Pfarrchronik Wort für Wort, immer schärfer betonend, herausgesprochen, klappte das Buch nun sehr heftig zu, schlug, gleich- sam die Beweiskräftigkeit dieser Urkunde erhärtend, mit der flachen Hand auf den Buchdeckel und schraubte den Ton seiner Stimme noch höher, als er den Kernsatz seiner Moralepistel hinschleuberte: „So haben es die Sonnleitnerbauern früher gehalten! Sie möchten sich im Grab noch schämen, wenn sie wüßten, wie es mit Sitte und Moral der jetzige Sonnleitner hält. . . Schämen — sage ich — möchten sie sich! . . .“

Das war dem Mathl genug gesagt. Fast um einen Kopf größer wurde er jetzt, so gerade reckte er sich auf.

„Herr Pfarrer!“ sagte er, nicht minder scharf im Ton als der Geistliche. „Haben Sie mir was zu sagen, — heraus damit . . . Was is?“

Dieses respektlose Reden des Bauers hat den Pfarrer gewaltig entflammt.

„Ach schau, — was es ist!“ höhnte er; legte seine Hände am Rücken ineinander und schritt einige Male eilig vor dem Bauer hin und her. „Traut sich da einer gar noch zu fragen: was is? . . . So weit im Tal hinaus der Sonnleitenhof bekannt ist, reden die Leut' davon. Und gerade der, den dieses Reden am meisten angeht, der will am Ende gar nichts wissen?! . . . Ein Schandmal ist es für meinen Pfarrsprengel — ein Schandmal, — was vom Sonnleitner und seiner Dienstmagd Josepha erzählt wird! . . . wenn noch eine Verehelichung möglich wäre . . . Aber das ist ja das Sauberste daran: ein ihrem Mann entlaufenes Eheweib ist sie . . . Alle Heiligen! Kann denn ein Mensch noch vernagelter sein . . . sich so weit zu vergessen mit einer Ehebrecherin!“ . . .

„Pfarrer!“ . . . fuhr Mathl mit rauher Stimme dazwischen . . . „Meine Sachen sind meine Sachen . . . Das geht kein' Papst und kein' Pfarrer was an!“ . . .



„So haben es die Sonnleitnerbauern früher gehalten!“

Wie ein Donnerschlag war dieses Reden des Sonnleitnerbauers.

Als er darauf ohne Gruß des Pfarrers Stube verließ, die Thür hinter sich krachend zuwarf und mit seinen schwerbenagelten Schuhen polternd die Stufen herabstieg, wetterleuchtete es noch in seinen Augen und seine Gesichtsmuskeln zuckten in wildem Aufruhr.

„Sakrament noch einmal!“ zischte er, als er unten am Kirchenwirthshaus vorbeischnitt. „Den möcht' i

kennen, der mir in meine Sachen dreinzureden hätt' — Firteufel! — Den möcht' i just einmal kernen!“

Er zog eine Faust, daß die Finger krachten.

Indessen der Pfarrer sich wie aus einer Betäubung erholte, schritt Mathl, trotzig und schnaubend wie ein Stier, den sie mit Fesseln bändigen wollen, den Dorfweg hinaus gegen den Sonnleitnerhof.

Die Dienstmagd Seph, die der Pfarrer Josepha genannt, stand am Brunnen und wartete, damit ihr der sprudelnde Quell den Eimer fülle. Die Seph war noch ein junges Weib; sie besaß schöne Körperformen und einen gar anmutigen Kopf, den jede Großbauerntochter mit Stolz hätte tragen mögen; und wer einmal in die Schwarzkirchenaugen, so in diesem Kopfe staken, hineingeguckt, der fand Wunderliches nichts daran, daß der Sonnleitner sich, wie der Pfarrer meinte, so weit vergessen konnte. Zu verwundern wäre es schier gewesen, hätte er es nicht getan.

Vor einigen Jahren hatte sich die Seph verheiratet, aber sie hatte es nicht gut getroffen; sie war eine junge Bäuerin gewesen und jetzt mußte sie dienen. Sephes Mann war ein lockerer Vogel; er hat gerne gepielt und getrunken und ist andern jungen Weibern nachgegangen. So hat er's zwei Jahre lang getrieben, dann haben sie ihm seine Sachen gepfändet und er ist fort. Wohin er gegangen — kein Mensch wußte es. Bald wollte man ihn dort, bald da gesehen haben; seit etlichen Jahren aber kam er nimmer zurück. Sefhe, die auf diese Art um ihr Hab gekommen war, kam als Großdirn in den Sonnleitnerhof, und da begann ihres Lebens Roman zweiter Teil. In der Liebe Sonnenschein genas ihr wundes Herz, verlorenes Glück sollte sie wiederfinden . . . Da streckte das Schicksal seine rauhe Hand nach ihr aus . . .

Als könnte der Wolf zum Lamme sich verwandeln: wie ein Wildling ist der Mathl auf den Hof gekommen. Kaum, daß er die Seph ersehen und sie ihn angelacht mit ihren Schwarzkirchenaugen, war er fast wieder der Mensch wie ehemals: nicht mehr wütend und voll Groll, er war wieder weichmütig und herzensgütig, kaum mehr zu erkennen als derjenige, der vor knapp einer Viertelstunde grimmigen Bornes den Pfarrhof verlassen.

„Grüß Gott, Seph!“ sagte er und erfaßte Sephes Hände.

Seine Stimme wippte wie der milde Ton eines Glöckleins. Und das war so seltsam, daß die Seph verwundert zu ihm aufschaute. Es mochte doch nicht alles wieder, was im Pfarrhof unten sich in Mathls Wesen gelockert, am rechten Platze stehen.

Am Eimer plätscherte das Wasser über und über, Mathl aber hielt noch immer Sephes Hände in den seinen und schaute der Beliebten treuherzig in die fragenden Augen.

Wie tiefinnerliches Schluchzen klang es, als er ihr sagte: „Du bist mein, Sefhele, — mein bleibst!“

So war sein Reden. Dann ließ er Sephes Hände los und ging ins Haus.

* * *

Sonntag darauf saß der Sonnleitner anstatt in seinem Kirchensitz im Wirtshaus.

Erst auf dem Gang zur Kirche hat ihn der Widerwille gegen den Pfarrer erfasst; er konnte seinen Gemütszustand in keine andächtige Stimmung versetzen, wenn er den Pfarrer vor seinen Augen hätte. Also ging der Sonnleitner an diesem Sonntag nicht in die Kirche sondern schwenkte ins Wirtshaus ab.

Als sich nach der Kirche die Wirtsstube mit Leuten füllte, wurde der Sonnleitner stutzig. Wenn er es auch wußte, daß er als Großbauer in der ärmlichen Berggemeinde keinen Anhang hatte, weil er zurückgezogen lebte, die kleinen Bauern ihm das aber als Stolz und Hochmut anrechneten, den Gruß haben sie ihm doch niemals vorenthalten; auch jene nicht, die ihn insgeheim aus irgendwelchen Gründen haßten oder ihm neidig waren um das, was er mehr besaß als sie selbst, — wenn er das auch wußte, jetzt fiel ihm aber sofort etwas auf: die Leute schauten ihn scheu an und kaum, daß einer der Bauern recht mit dem Kopf nickte auf Mathls Gruß. In seine Nähe wollte sich schon keiner setzen und das Schwätzen untereinander, wie es sonst üblich war, wollte heute nicht recht in Gang kommen.

Am Seitentisch, hinten in der dunkeln Ecke, saß ein fuchshaariger Knecht, den sie den Balte nannten. Dieser Knecht hat, es war noch gar nicht so lange her, den Sonnleitnerhof sehr plötzlich verlassen müssen. Was die Ursache davon war, das blieb hübsch im Dunkeln; die feinen Spürnasen wußten aber wohl zu berichten, daß die Seph es in der Hand gehabt hätte, den rothaarigen Burschen auf etliche Jahre hineinzutunten. Für den frechen Angriff gab sie ihm einen ordentlichen Deutzettel: mit ihrer starken Faust hat sie dem Balte das Nasenbein ein bißchen verbogen.

Dieser Knecht trug seitdem einen grimmen Groll in sich gegen alles, was mit dem Sonnleitnerhof zusammenhing, am meisten aber gegen Seph und den Sonnleitner. So lange er jetzt in der dunkeln Ecke saß, wendete er völlig kein Aug' mehr ab von Mathl, der ihm den Rücken zugekehrt hatte. Als wieder eine stille Pause eintrat, sprach der Knecht über die Tische hin, so laut, daß es jeder verstehen konnte: „Daß — sakra! heunt hat er aber sein gepredigt, unser Pfarrer, schon nobel fein!“

Seltames Nichern, Schmunzeln und Murren folgte dieser scheinbar harmlosen Rede. Den Balte schien diese befriedigende Wirkung seiner ironischen Lobrede auf des Pfarrers Predigt noch mutiger zu machen. Keck packte er den günstigen Augenblick am Schöpsel und ließ sich weiter vernehmen: „Lei schad', daß der Herr Sonnleitner derweil im Wirtshaus is g'sessen, richtig wahr schad', der hätt' seine Loser spizen mögen heunt, der wohl, der!“

Darauf lachten die Leute ganz laut über des Knechtes Redheit und blinzelten nach dem Sonnleitner, dem über dieses sonderbare Reden das heiße Rot ins Gesicht flog.

Mathl machte eine halbe Wendung gegen den vorlauten Sprecher, der sich nun schier ein wenig scheu, als schienen ihm seine Worte selbst zu fest, in die Ecke drückte.

„Was willst sagen damit, Bua?“ fragte er mit tönender Stimme zum Knecht hinüber. Dabei zuckten seine Nasenflügel und die Augen blitzten bedrohlich.

Vor dieser wuchtigen Stimme schrak der Balte noch ein bißchen mehr zusammen; er wollte vielleicht den Rückzug antreten, als ihn ein paar Stupfer



Mathl hat den Kästner mit eisernem Griff gebakt und über den Tisch herübergeissen.

von den Nächstsitzenden aufsprühten. Aber die Schneid war doch ein wenig abgestumpft, als er antwortete: „Mir, gar mir! Bloß g'mant hab' i, die heutige Predigt hättst dir soll'n anhören!“

Dabei zwinkerte der Knecht nach allen Seiten, um die Wirkung seiner Rede zu erforschen.

Nach Baltes Worten war es fast lautlos still, als hätte jeder darauf gewartet, daß jetzt etwas Besonderes geschehen müsse.

Mathl schaute den Fuchshaarigen ein paar Augenblicke lang ruhig an, als besinne er sich erst, ob dieses Reden einer Antwort wert sei. Dann entschied er sich dafür.

In Kampfstimmung tat er die Frage: „Willst was mit mir? . . . Red dich aus, wenn leicht was willst . . . Das Stänkern laß dir aber vergehn, — das sag' i dir, Bua!“

Das war so gesprochen, daß sich's jeder gemerkt sein hätte lassen sollen. Der Balte tat es nicht. Weiß Gott, hat ihm das neuerliche Stupfen von

seinen Nachbarn Wut gemacht oder hat Mathls scharfer Ton seinen alten Haß aufgehetzt? . . . Grinndend, voll Hohn und Spottlust hat der Knecht auf den Bauern zurückgewörtelt: „Werd' müessen niemand erst fragen, ob i reden darf! Was kann i dafür, wenn unser Pfarver über die Sittenlosigkeit predigt und über die ledigen Kinder wettet. Gott sei Dank, daß mi das nit betrifft! . . . Kann i eppa was dafür, daß er so scheane Gleichnisse anführt von ein' gewissen Hofbauern und seiner Dirn und von ein' verlassenen Chemann. Und wenn er dabei seine Hand ausstreckt, just wie er von aner gewissen Tugend mit dem Pferdefuß erzählt und hinaufweist mit 'n Finger af'n Sonnleitnerhof. . . Mei, was kann denn i dafür, daß just af'n feir' Sonnleitnerhof die Tugend ein' Pferdefuß hat!“ . . .

Der Knecht kam nimmer weiter. Sein hohhaftes höhnißches Glossenmachen über den Sonnleitnerhof und seine Angelegenheiten hat den Mathl in sinnlose Wut gebracht. Mit einem Fluch ist er hingefsprungen, hat den Lästler mit eisernem Griff gepackt und über den Tisch herübergerissen, daß die Gläser durcheinanderkollerten.

Im nächsten Augenblick aber stürzten Bauern und Burschen auf den Sonnleitner los.

„Geh heim, Prozenhofbauer!“ rief einer aus der Menge. „Hochnaseter Sonnleitner, geh heim zu deiner schlechten Dirn!“

„Die Her!“ schrie ein anderer. „Jetzt weiß man's wohl, wer uns die schiachen Wettern macht, die uns die Felder verhageln. . . Seit das Rabenbratel im Ort is, das verfluchte“ . . .

„Wahr is es, wahr is es!“ krächzte noch einer dazwischen. „Berbert hat sie dich, das Luder!“

Auch der Fuchshaarige kam wieder zu Atem.

„Schandmensch!“ schrie er, heiser vor Ingrimm über den unsanftesten Müttler. „Schandmensch! Halst es mit eines andern Sch'weib, mit der spottschlechten Dirn. . . Und traut sich noch unter die ordentlichen Leut' zu geh'n, so ein Schandmensch!“

Dieser Hagel von Unvernunft und Gemeinheit hat den Sonnleitner rasch zur Besinnung gebracht. Die Bauernsäuste, die ihn zu seiner Verwunderung so unerwartet von allen Seiten her angefaßt und ihn niederreißen wollten, schlug er mit einer einzigen Bewegung seines gewandten Körpers von sich.

„An dich,“ sprach er zu dem Knecht hinüber, „an dich vergreif ich mich nimmer. Bist mir zu schlecht, du z'nichte Kröt', du! . . . Aber einer sag' mir jetzt noch ein einzig's Lästlerwort über die Sefy, bei Gott, den Schädel schlag' ich ihm ein!“

Mathl ergrieff einen schweren Stuhl und schwang ihn zum Wurf. Die Bauern murrtten und wichen zurück; sie duckten sich unwillkürlich, aber keiner sprach ein lautes Wort, keiner wollte derjenige mit eingeschlagenem Schädel sein.

Krachend flog der Stuhl zu Boden.

Wie ein Sieger nach wütendem Kampf ging Mathl davon.

„Gelobt sei Gott und Dank!“ rief der Wirt entsetzt. „Dem Menschen is neamer zu helfen. Die Teufelsdirn hat ihn damisch gemacht! . . . Und du, roter Zottel,“ wandte er sich gegen den Knecht, „du kannst mir hiaz meine Sachen zahlen, die mir der Narr z'sammengeteufelt hat. Was hast ihn zu stänkern gehabt!“

Der Sonnleitner schritt keuchend aus dem Dorf hinaus.

„Meinen Frieden will ich haben!“ knirschte er grimmig vor sich hin. „Meinen Frieden und mein Glück. . . Sie sind mir neidig drum, diese Leuteufeln!“

* * *

Acht Tage auf diesen Sonntag prasselte das Lärchenholz, aus dem der Sonnleitnerhof erbaut war, und die Flammen schlugen turmhoch zum nächtigen Himmel empor.

Weithin war das Flammenspiel, der mächtige Feuerchein sichtbar. Die Leute aber wollten nicht kommen, zu helfen, zu retten, wie es sonst üblich war, wenn ein Nachbar sich in Gefahr befand. Die wenigen, die herbeieilten, kamen weit her — zu spät. Das Feuer schlug über von einem Dach auf das andere. Und überall fand es reichlich Nahrung; hatte doch erst vor etlichen Tagen der Erntewagen die letzten Gaben des Sommers heimgebracht. . .

Am Morgen nach dieser Brandnacht lag der schöne Hof auf der grünen, sonnigen Matte in glühender Asche, ein verglimmender, rauchender, wüster Trümmerhaufen. An vier Stellen zu gleicher Zeit, wußten die Leute zu erzählen, hatten die Flammen emporgezüngelt. Das Vieh war in den Ställen erstickt und verbrannt. Kein Wirtschaftsgeräde blieb ganz.

Der Sonnleitner stand wie ein Bettler da; was er am Leibe trug, das war sein Hab. Die kahlen, abgeernteten Felder, die Bäume seines Waldes, das war sein einzig Gut.

Was nützte es ihm, daß der fuchshaarige Knecht als Brandleger vor die Richter kam?

Der Balte tat entrüstet und verwundert, daß man ihn einsperren wollte. Er hat es offen eingestanden, daß er dem Sonnleitner sein Nest angezündet. Er konnte es nicht verstehen, daß die Gerichtsherrn sich darob so sehr ereiferten.

Die Herren rissen die Augen weit auf, als der Balte so daherredete: danken sollten's ihm die Leute, meinte der Knecht, daß er es getan; daß er diese sündhafte Höllenbrut gründlich ausgeräuchert. Der liebe Herrgott werde ihm das als Gutes anrechnen.

Wenn ein Übeltäter in solcher Weise daherredet, was wollen dazu seine Richter sagen? Die Richter überlegten wohl, ob der Angeklagte aus Schlechtigkeit oder aus Unverstand so gehandelt. Und sie nahmen das letztere an. Sie erklärten den Balte für einen geistig minderwertigen Menschen und einen religiösen Fanatiker, der sich die damalige Strafpredigt des Pfarvers eben nach seinem beschränkten

Sinn ausgelegt, und wahrscheinlich falsch ausgelegt habe.

Das waren sehr triftige Milderungsgründe. Dann sperren sie den Fuchshaarigen elliche Jahre ein.

Und der Matzl? . . . Wer baute ihm seinen Hof auf; wer füllte ihm seine Speicher, seine Scheunen und Ställe; wer gab ihm all sein liebes Hab und Gut wieder? . . .

Das ist die Vorgeschichte.

Droben im Turracherwald steht eine alte Zirbelkiefer; sie trägt keinen grünen Ast mehr und ihr Wipfel ist abgesprengt. Der Stamm der Zirbel ist zerfurcht und zerrissen von Wetter und Blitz, im fahlen, verkorpelten Geäste horsten die Geier. Unter der Narbe eines Aststumpfes am Zirbelstamm hängt festgenagelt, eine Tafel aus Eisenblech, auf der, vom Wetter arg zugerichtet, dennoch aber deutlich zu erkennen, ein seltsames Bildnis, in grellen Farben gemalt, zu schauen ist.

Ein verworrener Haufen Schlangen in verschiedenen Farben und Gestalten nimmt beinahe die ganze Tafelfläche ein. Aus allen Schlupfwinkeln züchen sie hervor, den Rachen aufgesperrt und voll spitzer Haken, das gespaltene Zünglein herausstreckend, die schlanken Leiber geringelt, gestreckt, geschlängelt, zum Angriff aufgebäumt, die Augen zornig und schreckhaft . . . Ein grausiges Ansehen.

Im Mittelpunkte des Bildnisses, worauf diese wütenden Tiere scheinbar losstürzen, zum Teil auch schon am Ziele sind, liegt eine Menschengestalt: ein Mann in der Kleidung der Waldarbeiter. Die Menschengestalt ist völlig verdeckt von Schlangen, die sich an Armen und Beinen herumgeringelt; sie winden sich über Gesicht und Hals und setzen ihre spizen Giftstaken in das Fleisch des Opfers.

Eine der Schlangen fällt vor allen auf; sie hat einen weißen Leib und der Kopf trägt ein rotes Krönlein. Schlaff liegt die weiße Schlange über dem Körper des Mannes, mit dem gekrönten Kopfe an der Herzseite, so daß es anzusehen ist, als sauge die Natter ihrem Opfer eben das Herzblut aus. Allein sie hat ihre Augen nicht wie die Schlangenschwestern schreckhaft aufgesperrt; sie hat die Lider geschlossen: die Königin ist tot.

Am untern Bildrande, der wie ein helles Band sich vom Gemälde abhebt, steht in ungesügten, von ungeübter Hand gemalten Schriftzeichen über das bildlich dargestellte Ereignis folgende Marterlinschrift:

Hier auf Diser stel hat der Holzknecht Matthias Hinteregger / gemeinlich Schlangen Matl geheissen / in 1871ger Jahr / Summers-Zeyt um Gottsleimas / Seyn löben Müßen lasn. / Haben ihm die Giftigen Schlangen / so sy neuen fybern / zum Tod gebissen. Wie die Grafligen jäger verzelt / so sy Ihm Aufsunten in Schlangen Hauffen Mitten dryn / Ist dös Gmöld Aufgemahnd worn von Dominicus Dieselmayer zu Lufing am Berg. ††† Der Her sey Ihm ein Gnediger richter.

Amen 1875.

Diese seltsame Totentafel am verwiterten Zirbelstamm droben im Turracherwald hat den Geschichtenerzähler neugierig gemacht; er hat in der Gegend dem Matthias Hinteregger vulgo Schlangen-Matzl nachgefragt und über den sonderbaren Menschen merkwürdige Dinge vernommen. Unter den Erzählern waren Leute, die den Matzl noch persönlich gekannt und die von allen Umständen wußten, wie sie in der Vorgeschichte mitgeteilt worden sind.

Manches andere aber, was die Leute in ihren Erzählungen nur flüchtig oder gar nicht berührten, davon vielleicht keinen Zusammenhang wußten, konnte über den Schlangen-Matzl, den letzten Sonnleitenbauer, aus der von den Pfarrern geführten „Chronik“ geschöpft werden.

Aus diesen Aufschreibungen ging der Roman eines Menschen hervor, eines Menschen, der durch eine seltene Verkettung von Schicksalsbestimmungen, mehr noch durch Haß, Neid und Grausamkeit mißgünstiger Mitmenschen ins Verderben getrieben wurde.

Die ursprüngliche Einschreibung im Pfarrbuch über den Matthias Hinteregger rührte von der Hand jenes jungen Geistlichen her, der mit dem Sonnleitenbauer wegen dessen Liebesverhältnisses mit der Dienstmagd Seph die Auseinandersetzung hatte, die in der Folge zum Urquell alles Übels für Matzl werden sollte.

Die Zusätze zu diesen Aufzeichnungen machten spätere Pfarrherren.

Die erste Einschreibung lautet:

Am Tage des Kirchweihfestes 1867.

Seit einer Woche ist der Sonnleitenbauer Matthias Hinteregger im Dorf nimmer zu sehen. Nachdem ihm sein Hof auf den Grund niedergebrannt, hat er alles über den Haufen liegen lassen und ist davon. Wohin er sich gewendet, ist nicht bekannt. Einige wollen ihn gesehen haben, wie er eines Tages zeitlichen Morgens mit seiner Dirne Josepha gegen die Turracher Berge hinaufging.

Am Tage der Jungfrau Mariä Empfängnis im nämlichen Jahr.

Im fürchterlichen Schneestöbern, welches so arg ist, daß man draußen kaum einen Schritt weit vom Fenster einen Baum im Garten zu erkennen vermag, pocht heut um die Mittagszeit jemand an die Pfarrthür. Als geöffnet wird, stolpert ein langgeschlachtiger Mensch herein, über und über voll Schnee; wie er sich im Vorhaus den Schnee von den Stiefeln stampft und von den Kleidern schüttelt, ist es der vormalige Sonnleitenbauer Matthias Hinteregger. Ehe der Pfarrer noch fragen kann, was dieser Besuch zu bedeuten habe, legt der Mann ein längliches Bündel, das er behutsam unter dem weiten Lodenmantel hervorzieht, auf die Lehnbank und wickelt aus dem dicken Wolltuch ein neugeborenes Kind heraus. Mit närrischer Freude, daß ihm schier die Tränenröpflein aus den Augen glänzen, drückt er das Kind an sich und herzt es, wie ansonst die

Mütter es tun. Nachdem sagt er: „Bitt recht schön, Herr Pfarrer, tun Sie mir mein Kindel taufen, ist jwiel ein lößes Hascherle; der Seph ist ängstig drum,



Am fürchterlichen Schneeföbern wecht heut um die Mittagszeit jemand an die Pfarrhofstür.

daß der arme Wurm möcht' ohne Tauf' versterben; sie könnt' ihr Lebenlang keine friedliche Stund' mehr finden, sagt sie, die Seph . . . Und da hab' ich mich halt zusammengepackt und bin die drei Stunden — werden heut gut fünfse sein worden, weil ich allwegs viel waten hab' müssen durch die mannshoch verwehten Gräben — von meiner Hütten im Turracherwald oben hergegangen . . . Die Seph laßt auch recht schön bitten, wenn der Herr Pfarrer so qui möcht' sein von wegen der heiligen Tauf' . . . Ist ein herziges Büeble und Sepele soll es heißen nach der Mutter Namen.“

Nach diesen Worten lacht der Mann das Kind wieder mit seiner närrischen Freude an und heißt es schon sein liebes „Sepele“, obgleich es noch ungetauft ist und rechtsweg keinen Taufnamen hat.

Der Pfarrer war überrascht und noch mehr entsetzt über das Verlangen dieses naiven Mannes und seiner Zuhälterin, die sich die Sache mit der Taufe ihres unehelichen Kindes, der Frucht ihres ärgernissvollen, gottlosen, ehebrecherischen Zusammenlebens, so einfach dachten, daß es geradezu ein wahrer Hohn auf unsere heiligen Kirchensatzungen ist.

Was der Pfarrer in solchen Fällen der Pflicht seiner heiligen Kirche gegenüber schuldig ist, hat er

getan. Er hat dem Matthias Hinteregger die Taufe des Kindes mit dem Hinweize verweigert, daß die erschreckliche Sünde, entstanden durch das unchristliche, unjütliche und ehebrecherische Verhältnis des ehemaligen Sonnenleitners mit seiner verhehlchten, ihrem Manne aber entlaufenen Magd Seph, in der heiligen Beichte zuerst reuevoll einbekannt und sodann durch das heilige Bußsakrament gesühnt werden müßte. Vor allem aber sei es notwendig, daß der Matthias Hinteregger das ehebrecherische Weib sofort verlasse und jeden weiteren Verkehr mit ihm einstelle.

Was aber tut dieser Mensch? Er antwortet kecklich: „Herr Pfarrer, verlangen Sie, was Sie wollen, nur das nicht, um Gottes Barmherzigkeit willen, nur just das nicht. Wie könnt' ich die Seph und mein Kindel jest verlassen, grade jest, wo sie mich am notwendigsten brauchen tun; ich müßt' ja gar kein Mensch sein. Ich müßt' kein Herz im Leib haben. Aber ich hab' eins, Herr Pfarrer, ich hab' schon eins, ich . . . Ein Teufel müßt' ich sein, wenn ich das können tät'. Mein Gott, mein Gott,“ hat er zu jammern angefangen, „nur das nicht. Verlangen Sie was anders, Herr Pfarrer. Die gefährlichste Arbeit wegen meiner, gern geh' ich drüber. Nur das nicht . . . Mein lieber Heiland, eher — eher müßt' das unschuldige kleine Würmel ohne Tauf' verbleiben!“ . . .

Der stolze Sonnenleitner, der einmal dem Pfarrer ins Gesicht geschleudert: „Meine Sachen sind meine Sachen, das geht keinen Papst und keinen Pfarrer was an!“ — dieser stolze Sonnenleitner war es nimmer, der jest mit aufgehobenen Händen gebettelt: „Bitt' gar schön, Herr Pfarrer, nicht mir, der Seph zu lieb tun Sie es und dem armen Hascherle zulieb!“

Der Pfarrer mußte in diesem Falle aber, wenn auch nicht ganz leichten Herzens, den Menschen hinter den Priester stellen und auf seinem Begehre beharren. Nothmal redet er dem Hinteregger in das verstockte Gewissen, diesen sündhaften Lebenswandel mit dem gottvergeffenen Weibe zu unterlassen. Darauf kehrt der verblendete Mensch, als er einsieht, daß sein Bitten und Betteln umsonst, seinen alten Trost hervor und sagt dem Pfarrer keck ins Gesicht: „Diese Sünde wird so arg nicht sein. Der Pfarrer lebt ja selber mit seiner jungen Wirtschaftlerin unter einem und demselben Dach zusammen . . . Und die ledigen Pfarrevskinder werden gewiß nicht von der Taufe ausgeschlossen sein, ansonst würden gar viel Heiden unter uns herumgehen!“

Indessen der Pfarrer ihm solch unziemliches lästerliches Reden in schärfstem Tone verweist, wickelt der Hinteregger das wimmernde Kind wieder in das Wolltuch und eilt damit fort.

Neben dieser Einschreibung steht, von anderer Hand hervührend, in energischen Schriftzügen hingeworfen, folgende Randbemerkung: „Dieser Matthias Hinteregger war ein Müpel und ein frecher Mensch! Der Herr Amtsbruder, mein Vorgänger, hat recht getan, diesem unverschämten, gottlosen Bauernklummel die Taufe des Kindes zu verweigern, schon für die an-

zügliche Bemerkung betreffs unserer Wirtschaftserinnen und der „ledigen Pfarrerkinder“. Unter diesen Umständen hätte ich ebenso gehandelt, ganz gewiß!“

Anderthalb Jahre vom Tage an, da der Matthias Hinteregger sein Kindel ungetauft wieder in den Turracherwald heimtragen mußte, weil er des Pfarrers Verlangen nicht zu erfüllen vermochte, scheint mit diesem Menschen nichts von Bedeutung vorgefallen zu sein.

Soviel wurde bekannt, daß er sich, nachdem er sein Gut an Grund und Wald halb verschont, als Holzknecht in den gräßlichen Waldungen der Turracher Berge sein Brot in schwerer Arbeit verdiene. Diese Nachricht wurde im Dorf einigermaßen mit Befriedigung aufgenommen, weil die Leute, die dem Matzl von jeher das bißchen Glück mißgönnt hatten, sich jetzt an seinem Lose schadensfroh weideten.

Erst nach dieser Zeit findet sich im Pfarrbuche wieder eine Aufzeichnung, die sich auf den Matthias Hinteregger bezieht. Sie lautet:

Am ersten Tage des hochheiligen Pfingstfestes
1869.

Gestern am Abend um die siebente Stunde herum, wird der Pfarrer von seinem Spaziergang, den er draußen in prangender Flur gemacht und dabei seine Predigt für den hochheiligen Pfingstsonntag überdachte, in den Pfarrhof heimgeholt, daß ein großer hagerer Mann seiner warte und mit dem Pfarrer wegen eines Begräbnisses zu sprechen verlange.

In dem großen, hageren Mann, der beim Eintreten des Pfarrers im Vorhaus auf der Lehnbank sitzt, die beiden Ellbogen auf die Knie aufgestemmt und sein Gesicht wie schluchzend mit den Händen verhüllt, erkennt der Pfarrer den Holzknecht Matthias Hinteregger. Ganz verwirrt wie ein Geisteskranker schaut der Holzknecht den Pfarrer einige Sekunden lang an, wobei dem Pfarrer das gramverzerrte Antlitz des Mannes auffällt. Auf die Frage, was der Hinteregger begehre, erzählt dieser folgendes: „Heut um die Mittagszeit, wie ich frühzeitiger Feierabend mach', der heiligen Festtage wegen und mit einer Freud' mein Zeug aufpad', um heimzukommen in meine Hütten, zu mein' lieben Bueblein, dem Sepele, und zu der Seph, weil ich schon die ganze Woche vom Schlag nimmer weggekommen bin von wegen des weiten Weges, da mein' ich just, es müßt' mich am Türpfosten der Schlag treffen . . .“

Hier bricht der Holzknecht seine Erzählung mit lautem Aufschluchzen ab, sinkt auf der Bank in sich zusammen, verhüllt wieder sein schmerzverzerrtes Gesicht mit seinen braunen, schrundigen Händen und fängt bitterlich an zu weinen wie ein Kind. Dieser Schmerzausbruch hat eine Weile gedauert, darnach hat der Mann wieder zu sprechen angefangen.

„. . . Daß ich also weiter verzäh!',“ beginnt er wieder und laufen ihm dabei die Tränen gleich kleinen Bächlein über das Gesicht und in den Bart hinein: „Heiliger Herrgott! glauben kann ich es nicht, nein,

ich kann es halt gar nicht glauben! Aber es ist wahr, — mein Gott und Herr, es ist doch wahr! Hab' es ja selber mit eigenen Augen gesehen, wie sie daliegen vor mir, die Seph mit dem Sepele, mein' lieben klein' Bueblein, allbeide schwarzblau im Gesicht und ganz entstellt . . . Geschwind ist es mir durch den Kopf geschossen: Heilige Mutter Gottes . . . eine giftige Rattern hat sie allbeide gebissen! In den Turracher Waldungen gibt es Giftattern und Vipern nach die Hundert oder Tausend; heuer ist wieder ein Schlangenjahr; wo man hintritt, fahrt so ein höllisches Teufelsviech zischend mit dem Kopf in die Höh' . . . Wie ich hinstürz' auf meine liebe Seph und mein' herziges Kindel, da spür' ich, daß sie beide schon kalt sind und starr . . .“

Wieder erstickt ihm sein Schmerz die Rede für einen Augenblick. Dann aber werden seine Augen schreckhaft groß und sein Gesicht nimmt einen fürchtigen Ausdruck an, wie er seinen Bericht anstückerl.

„Wie ich noch so auf den Knien lieg' und mir denk': Matzl, jetzt muß dich der Erdboden verschlingen mit deinem Schmerz und Weh, hör' ich was zischen . . . Jeses! da seh' ich eine endsgroße, weißgraue Vipern, wie sie unter den Leichen hervor auf mich will loschnellen . . . Die ist es gewesen, die hat mir mein Liebstes genommen, mein liebes Glück! . . . Mit dem Fuß hab' ich ihr den Kopf zermalmt.“

Unter viel Schluchzen bittet der Holzknecht, für das tote Weib und das Kind ein Grab auf dem Freithof zu gewähren und den beiden ein christliches Begräbnis zu geben. Das Grab will er gleich selber bereiten und bis Mitternacht damit fertig sein.

Über dieses Erzählen hätte der Pfarrer fast vergessen, wer der Mann ist, der vor ihm auf der Bank sitzt und jammert und weint; wer das tote Weib ist und dessen Kind. An alles hätte er fast vergessen, was früher vorgefallen. Gerade so, wie ein Blitzstrahl die dunkle Nacht erhellt, leuchtet es plötzlich in seinem Gedächtnis auf . . . Wie eine Erleuchtung durch den heiligen Geist, und da fällt ihm alles ein: Das ist der Mensch, der so lästerlich das Zölibat des Priesters angetastet; der zum Trost aller Vermahnung im Sündenpfehl mit dem ehebrecherischen Weibe fortgelebt; der das unschuldige Kind lieber des heiligen Taufsakramentes entbehren ließ, als das unmoralische, sündhafte Konkubinat zu lösen. So viel Sünde! Soviel Laster! Ist dieses schreckliche Versterben nicht Gottes Strafe, Gottes Zorn über dieses Sündenleben?! Ist das nicht ein Zeichen des Himmels? . . . So hat es dieses Weib verdient . . . Bei dem allmächtigen Gott: so hat sie es verdient! . . .

Mußte der Pfarrer schon Bedenken hegen, dieses sündhafte Weib, das über höheren Willen so unerwartet und unvorbereitet mit seiner Sündenlast aus dem Leben gerissen worden, in geweihter Erde zu bestatten, so mußte es dem Pfarrer erst recht zu denken geben, als er an das ungetaufte Kind dachte . . . Der Pfarrer mußte den jammernenden Mann darüber

belehren, daß es vollkommen ausgeschlossen sei, die beiden Leichen, deren Seelen der Verdammnis verfallen, in geweihte Erde zu betten. Der Pfarrer könne nur soweit barmherzig sein, daß er Mutter und Kind überhaupt innerhalb der Freithofmauer auf ungeweihtem Platz eingraben lasse, wo außer den ungetauften verstorbenen Kindern auch jene Personen in die Erde gelegt werden, die dem Ratschlusse Gottes vorgehen und selbst Hand an sich legen und ihr Leben, das köstliche Geschenk Gottes, verachten und es mutwilligerweise hinwerfen . . .

Der Holzknecht erhob in seiner Unwissenheit die naivsten Einwendungen. Er sagte dem Pfarrer ganz ernsthaft, daß die Seph ja nicht dem Ratschlusse Gottes vorgegriffen, sich das Leben nicht selbst genommen habe, sondern daß sie ihr Leben durch ein Unglück verloren hätte; sie könne ja nicht dafür, daß der liebe Gott die giftigen Schlangen erschaffen, die den Menschen um seine geweihte Ruhestatt bringen sollen . . . Und das kleine, unschuldige Kind könne ja auch nicht dafür, daß ihm der Pfarrer die Taufe verweigert habe. Und der Mann erhob förmlich Anklage gegen den Pfarrer, als wäre dieser schuld an seinem ganzen Unglück . . . Zu rechter Zeit kam der Pfarrer zur Einsicht, daß dieser unverbesserliche Sünder, Frevler und gottlose Lästler kein Mitleid verdiene. Er sagte ihm deshalb bündig: ein christliches Begräbniß sei nicht denkbar, auch dürfe bei der Beerdigung keine Kirchenglocke geläutet werden und kein Priester dabei sein . . .

Als der Holzknecht solches vernommen, springt er jäh von der Bank auf, hebt fürchterlich drohend seine knorrige Faust und brüllt wie ein Wahnsinniger: „Leuteufeln! Leuteufeln!“ . . .

Dann stürzt er mit lautem Ausschluhen davon.

* * *

Am Tage der Apostel Petrus und Paulus
im selben Jahr.

Der Holzknecht Matthias Hinteregger hat seine durch Schlangenbiß ungeliebte Geliebte und deren Kind im Turracherwald unweit seiner Hütte eingegraben. Über den mit Blumen geschmückten Grabhügel hat er ein hohes Holzkreuz, das er selbst mit seinem Beil verfertigt, aufgerichtet. Ein Kamerad von ihm, der ihm die Grube hat auswerfen geholfen, hat diese Nachricht in das Dorf gebracht. Dieser Holzknecht hat weiters auch erzählt, daß der Matthias Hinteregger, seit er das letztemal wegen des Begräbnisses für die Josepha und ihr Kind im Pfarrhof vorgesprochen, allerlei wunderliche Reden führe von Gottes Strafe und Gottes Zorn, von Zeichen des Himmels und Verdammtein und von dem ungetauften Sesele.

Sind ihm des Pfarrers Ermahnungen also doch in die sündhafte Seele gedrungen! . . . Du allmächtiger Gott und Herr des Himmels und der Erde! Wie wunderbar sind doch deine Mittel und Wege, die verloren scheinende Seele wieder auf den Pfad unseres heiligen Glaubens zu führen!

Zwei Sonntage nachher schrieb der Pfarrer folgendes in das Pfarrbuch: Heute nach der Messe habe ich mit dem Holzknecht namens Leo Fink, der mir vor der Kirche vom Bauer Klaus gezeigt worden und der mit dem Matthias Hinteregger in den Turracher Wäldungen zusammen gearbeitet, selber gesprochen und ihn nach dem Hinteregger gefragt.

Fink erzählte, daß es mit dem Matzl nimmer richtig sei im Kopf; er treibe es jetzt schon ganz kurios. Holzknecht sei er längst nimmer; nachdem ihm die Seph und das Kind auf so gräßliche Art entrisen worden, habe er sein Geld, das er aus seinen Grundstücken und aus seinem Wald gelöst, und sein Erspartes an arme Holzknechteleute verschenkt; er hätte, wie er sagt, an nichts, aber auch an gar nichts mehr eine Freude. Wenn er nicht gerade am Grabhügel sitze, gehe er den ganzen Tag lang in den Wäldern herum, steige in alle Schluchten hinunter und klettere in den Felsen und Wänden umeinander und gucke in jeden Spalt, in jede Rinne, unter jeden Felsbrocken und in jedes Mausloch . . .

Als ich den Fink verwundert darnach frage, was der Hinteregger damit wolle, antwortet mir der Holzknecht: „Der Matzl — der Hinteregger nämlich — sucht halt die weiße Nattern, dieselbige mit dem güldenem Krandl (Krone) auf'n Kopf. Wenn er die einmal erwischt, sagt der Matzl, hernachdem geht's ihm wieder aus, dann hätt' er das Glück wieder in der Hand . . .“

Der Holzknecht Fink setzt einmal ab und tut einen festen Zug aus seiner Pfeife, dann erzählt er weiter: „Ah ja, da hat er wohl recht, der Matzl. Mein' Großmutter selig, die hat uns Kindern gar oft erzählt davon von der weißen Nattern mit dem güldenem Krandl; das ist nämlich die Königin von die Schlangen, und wer die erwischt und ihr das Natterkrandl nimmt, der mag sich wünschen, was er lei will, dem geht ein jeder Wunsch aus . . .“

Der Holzknecht saugt darauf wieder ganz fürchterlich am Rohr seines Rauchtiegels, dann redet er weiter: „Wie gesagt, Herr Pfarrer, dasselbige mit dem Natterkrandl, das ist schon gewiß wahr auch. Aber die Geschichte' die hat ein Hatel, und eine Gefahr ist dabei, daß sich es wohl einer gut überlegt, die weiße Schlangenkönigin zu suchen, geschweige sie zu fangen . . . Den sie beißt, der fällt auf der Stell' mausiot um . . . Und sie laßt sich ihr Krandl so leicht nicht nehmen. Das Krandl aber muß einer erwischen, so lang die Nattern lebt; von einer toten Königin verliert das Krandl den güldenem Glanz und die Zauberkrast ist weg . . . Wie die Sage von der Schlangenkönigin noch erzählt, geht es der Nattern nach dem Biß nicht besser als dem, den sie gebissen, sie ist auf der Stell' mausiot hin . . .“

Eine Weile mußte ich über diesen Schlangenaberglauben nachdenken. Die Leute halten die Sage für Wahrheit, das beweist mir die ernste Art, wie der Holzknecht Fink die Sache erzählt hat. Ich frage darnach: wenn der Matzl die weiße Natter mit dem güldenem Krandl finden sollte, was für

einen Wunsch er erfüllt haben möchte? Wenn einer so eifrig die weiße Schlangenkönigin suche, daß er darüber sogar seine Arbeit, seinen täglichen Verdienst aufbehe; ja noch mehr: daß er darum sogar sein Leben in Gefahr bringe, das müsse doch ein seltener Wunsch sein.

Darauf antwortet mir Fink: „Was der Matzl sich wünschen tät', das hat er mir verraten, mir! Von Hunderten, mein' ich, hat vielleicht nicht einer mehr einen so kuriosen Wunsch. Mit dem Natterkrandl möcht' der Matzl sonst gar nichts, sagt er, als wie seine Sefh und sein kleines Sepele wieder zum Leben aufwecken . . .“

Ich bemerkte, wie dem Fink das Wasser hinter den Augenlidern glänzte. Dieser sonderbare Wunsch des Hinteregger hat mich ergriffen . . . Dann sagte Fink weiter: „Und weil der Matzl jetzt Tag für Tag so närrisch den Schlangen nachsteigt, heißen ihn die Leut', die schon weitem davon wissen, den Schlangen-Matzl . . . Meinen tu' ich halt schier,“ beschließt der Holzknecht seine Erzählung, „der Matzl, der arme Hafscher, haltet es nimmer lang aus, der wird drüber bald ganz dämisch werden. Er redet schon zeitenweis nichts anderes mehr wie von Gottes Strafe, Gottes Zorn, Zeichen des Himmels, Verdammtein, vom ungetauften Sepele und von der ungeweihten Erde. Schier angst und bang muß einem werden, wenn man ihm zuhört, diemal er oftmal auf einem Stein oder mitten im Wald auf einem Baumstumpf oder am Grabhügel hoct und um ihn herum nichts hört und nichts sieht . . . Leben tut er dabei schier von nichts anderem mehr als von Heidelbeeren und Pilzschwämmen . . . Sagst ihm, daß da einer kann hin werden dabei, sagt er dir, das möcht' er just haben. Wenn er die weiße Nattern nicht findet, sagt er, so will er verhungern, damit er zu seiner Sefh kommt und zu seinem Bueblen . . . Und da mein' ich, daß es niemand verwundern braucht, wenn einem Menschen, der so sinniert und so närrisch daheredet, einmal doch das Hirnschmalz zerrinnen muß . . . Ist halt dechta so, wie die Leut sagen: wenn einen Menschen die Lieb' so arg anpackt, nachdem ist es just so wie ein lodernder Feuerbrand, der das Herz verzehet und den Menschen umbringt . . . So muß es wohl mit dem Matzl sein . . .“

Der Holzknecht Fink ist fort. Wie sich diese halb-wilden Naturmenschen jedes Ding doch ausmalen und auslegen! . . . Ich weiß nicht, was Merkwürdiges über mich gekommen. Ich muß so viel über dieses wunderliche Erzählen des Holzknechtes nachsinnen. Sonderbar: immer summen mir die Worte durch: „Gar nichts möchte der Matzl sich wünschen, als wie mit dem Natterkrandl seine Sefh und sein kleines Sepele wieder zum Leben aufwecken . . .“

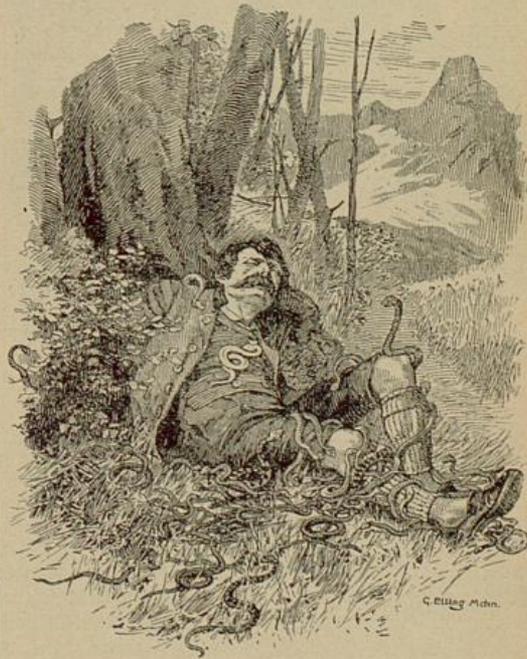
Soll dieser seltsame Mensch mit einer so übermächtigen Liebe, einer Liebe, die über Leben und Tod hinausgeht — soll dieser Mensch wirklich ein so großer Sünder sein vor dem Herrn? . . . Es ist eine Unruhe in mir . . . Ich habe doch nur meine heilige Pflicht getan . . . ?

* * *

Die letzte Eintragung in die Pfarrchronik, die sich auf den Holzknecht Matthias Hinteregger, vormaligen Sonnleitner, späteren Schlangen-Matzl, bezieht, geschah — immer noch mit derselben Handschrift — ein Jahr später. Sie schließt das seltsame Lebensdrama eines unglücklichen Menschen ab und hat folgenden Wortlaut:

Am Fronleichnamstag des Jahres 1871.

Wie im Dorfe bekannt wird, haben am gestrigen Tage die gräflichen Jäger im Turracherwald nächst einer alten Zirbeltiefer den Leichnam des Matthias Hinteregger, genannt Schlangen-Matzl, aufgefunden. Nach den Berichten der Jäger hätte sich ihnen dabei ein grauenhafter Anblick geboten: viele hundert Schlangen hielten den Leichnam bewacht und wären nicht zu vertreiben. Matzl läge auf dem Rücken und über seiner Brust, lang ausgestreckt, mit dem Kopf gerade an der Herzstelle, ruhe eine schneeweiße tote Natter mit einem glutroten Krandl. Wie die Jäger ferner erzählen, sei es undenkbar, den Leichnam aus dem wirren Schlangenhäufen herauszuholen. Man will abwarten, bis das giftige Nattern- und Viperngezücht von selbst den Toten freigibt. Dann



Viele hundert Schlangen hielten den Leichnam bewacht und wären nicht zu vertreiben.

wollen sie ihn gleich auf der Stelle im Wald eingraben . . .

Es ist mir fürchterlich zu denken, auf welche Art oft Gott den Menschen abberuft . . . Wie war es möglich, daß alles so kam? . . . Gott, der Allmächtige, der Allwissende, der dafür sorgt, daß kein Sperling ohne ihn tot vom Dache fällt, mag es wissen . . .

Hat die weiße Natter den Matzl mit seinen Lieben

etwa doch zusammengeführt? . . . Nicht er hat sie zum Leben aufgeweckt — haben sie ihn geholt — zum ewigen Leben? . . .

Dazu schrieb in späteren Jahren eine andere Hand: „Mein lieber Bruder in Christo! Wie wunderbar du fragen magst? Den allgütigen, den allbarmerherzigen Gott lassst aus dem grausamen Spiele! Nicht er — ihr habet euren armen Mitbruder verfolgt und gepeinigt. Die giftigen Schlangen, die ihn aus allem Leid und aller Pein, so ihm euer Unverständnis und eure Böswilligkeit zugefügt, erlöset haben, sie waren barmherziger als die lieben Menschen.“

Die Schiffsmühle von Wittenberg.

Erzählung von F. Grieben.



Unterhalb Wittenberg auf der Elbe lag eine Schiffsmühle. Sie war fest verankert und in gutem Betrieb, so daß sie den Müller mit Weib und Kind und Knecht wohl ernährte. Vorüberfahrende Schiffe trugen Korn herbei und bei der Rückfahrt nahmen sie es als Mehl wieder mit oder die Schiffsbesitzer tauschten andere Waren gegen Mehl um. Manches Fäßchen Wein, mancher starke Tropfen in Flaschen kam so in des Müllers unterseischen Vorratsraum, seinen Mühlenkeller, und die Frau Müllerin betrachtete mit Genugtuung ihre gefüllten Vorratskannen und die Schinken und Würste an den Wandhaken daneben.

Aber ach, das sollte nicht immer so bleiben. Schlimme Zeiten waren ins Land gekommen, die bösen Franzosenzeiten. Der Ländereroberer und Friedenswürger Napoleon war im Besitz Wittenbergs und schwere Kriegssteuern und unerschwingliche Abgaben erdrückten den letzten Wohlstand der Bürger.

Zwar war die frohe Kunde von der Erhebung Preußens, Rußlands und etlicher anderer unterdrückter Länder auch in die von den Franzosen bewachten Mauern der Stadt gedrungen und es hieß, die Preußen rückten an, um Wittenberg zu belagern, doch schien den schon so lange unter dem Joch des Unterdrückers schmachtenden Bürgern, die Aussicht, befreit zu werden, wie ein unausführbarer, schöner Traum. Hatte doch Napoleon nächst Torgau Wittenberg besonders stark befestigt und besetzt, indem er die im Siebenjährigen Krieg bombardierten Wälle wieder aufbaute und alle Türme und Schanzen befestigen ließ. Zu dem für ihn verhängnisvollen Jahr 1813 hatte der Usurpator dem Marschall Victor den Oberbefehl über die Festung übertragen und dieser war mit seinen Truppen eine starke Wacht für diese wichtige Pforte an der Wasserstraße der Elbe.

Auch die Mühle war mit einem starken Vorposten belegt. Offiziere und Mannschaften füllten die sonst stillen Räume dieser kleinen Wasserburg und spielten sich dort als Herren auf.

Von früh bis spät mußte die Müllerin am Herd für die fremden Gäste schaffen.

„Meine Füße sind schwer, aber mein Herz ist noch schwerer!“ seufzte sie. Der alte Knecht saß schweigend und düster in einem dunklen Winkel der Küche; er hielt die müßigen Fäuste geballt. Korn zu mahlen gab es jetzt selten, da die Zufuhr abgeschnitten war, desto mehr nützten die ungebetenen Gäste seine Dienstbarkeit aus, so daß er ihnen seinen Anblick so viel wie möglich zu entziehen suchte. Noch trauriger und erbitterter als Frau und Knecht war der Müller, da zu dem persönlichen Groll bei ihm noch die Trauer über die Erniedrigung des Vaterlandes kam, doch mußte auch er Kummer und Empörung in seinem Innern verschließen, um sich und seiner Familie die Lage nicht noch zu erschweren.

Der einzige aus der Schiffsmühle, dem die Anwesenheit der Franzosen kein störendes Ereignis bedeutete, war der kleine Sohn des Müllers. Hans hatte sich sogleich mit den Erbfeinden befreundet und behauptete mit Stolz, er könne nun bald französisch sprechen, jedenfalls könne er bereits verstehen, was sich die Soldaten erzählten. Wirklich fing er auch hin und wieder einige Worte der Unterhaltung der Franzosen, die das Kind nicht beachteten, auf, die er dann treulich den Seinen berichtete. So kam er auch heut mit geheimnisvoller Wichtigkeit in die Küche gelaufen und erzählte flüsternd und mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen: „Monsieur de Tourville hat zum Leutnant Urbain gesagt: die prussiens maudits kämen immer näher, sie lagerten schon bei Apollensdorf unten an der Elbe, und dann haben sie ausgespuckt und gelacht und allerlei gesagt, was ich nicht verstanden habe, da sie so schnell sprechen.“

„Wenn es wahr wäre!“ sagte die Müllerin und faltete unwillkürlich betend die Hände. Dann griff sie wieder nach dem Kochlöffel und setzte entmutigt hinzu: „Was nützt es, wenn immer noch mehr Blut